

TESSA HANSEN

Adalina  
und die Liebe zu  
den Büchern

ROMAN



11

insel taschenbuch 5152

Tessa Hansen

Adalina und die Liebe zu den Büchern



Schon als Kind liebte Adalina das Knattern des Bibliomotocarro – der kleinen Bibliothek auf Rädern, die Maestro La Cava voller Geschichten in ihr winziges italienisches Bergdorf brachte. Jahre später kehrt sie, nun selbst Schriftstellerin, zurück und stößt in einer Garage auf das verlassene Büchermobil. Keine Spur des alten Maestro.

Als Adalina erfährt, dass die Büchertouren seit einem leichten Unfall des Maestro vor dem Aus stehen, wird ihr klar: Das Bibliomotocarro braucht sie. Ihr Versuch, es zu retten, führt sie durch enge Gassen und wilde Landschaften zu fast vergessenen Erinnerungen und vor Glück leuchtenden Kinderaugen. Sie findet neue Freundschaften und im charmanten Gianluca jemanden, der ihre Hoffnung beflügelt. Doch kann sie ihr Leben in Pisa einfach hinter sich lassen und sich für das Bibliomotocarro nach Jahren wieder mit ihrer Familie versöhnen?

Mit Wärme und Leichtigkeit erzählt Tessa Hansen von der Kraft der Literatur, Brücken zwischen Generationen zu schlagen – und ein ganzes Leben zu verändern.

Tessa Hansen ist das Pseudonym der 1966 in Wuppertal geborenen Autorin Regina Mengel. Nach einer kaufmännischen Ausbildung und einem BWL-Studium arbeitete sie zunächst in Marketing und Vertrieb, inzwischen widmet sie sich ganz dem Schreiben. Ihr Herz schlägt für Bücher, Büchermenschen und Geschichten, die die Welt bedeuten.

TESSA HANSEN

*Adalina und die Liebe  
zu den Büchern*

ROMAN

INSEL VERLAG

Der Roman wurde inspiriert von der realen Person Antonio La Cava,  
gleichwohl ist er ein Werk der Fiktion.

Erste Auflage 2026

insel taschenbuch 5152

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine  
Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildungen: FinePic®, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68452-7

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

[info@insel-verlag.de](mailto:info@insel-verlag.de)

[www.insel-verlag.de](http://www.insel-verlag.de)

## WIDMUNG

*Ich möchte dieses Buch all jenen widmen, denen Bücher die Welt bedeuten und die alles daransetzen, dieses Glück mit anderen zu teilen: mit den Ärmsten der Armen, mit Obdachlosen oder Kindern in abgelegenen Dörfern.*

*Einer dieser besonderen Menschen ist Maestro Antonio La Cava, der mit seinem Bibliomotocarro die kleinen und kleinsten Dörfer der Basilicata bereist, um Grundschulkindern die Welt in Form von Büchern zu bringen.*

*Ich zehre immer noch von dem Erlebnis, den Maestro im Dezember 2024 persönlich kennengelernt und zwei Tage auf seiner Mission begleitet haben zu dürfen.*

*Ich bin dankbar für alles, was ich auf dieser Reise gelernt habe, und nicht zuletzt für die Erlaubnis, Teile seiner persönlichen Geschichte in diesem Roman verarbeiten zu dürfen.*

*Che il Bibliomotocarro continui a rotolare per l'eternità – Möge das Bibliomotocarro auf ewig weiterrollen.*



# Die Fabel des Maestro

## FREI NACHERZÄHLT

Als das Bibliomotocarro die ersten Male, von der kundigen Hand des Maestro La Cava gelenkt, die steilen Hänge der Basilicata hinauf- und hinabfuhr, zeigte der Tacho kaum mehr als dreißig Stundenkilometer an. Natürlich lag das daran, dass das kleine, dreirädrige Fahrzeug bis an die Decke beladen war mit Kinderbüchern, doch das – so erzählt es der Maestro gern – war nicht der einzige Grund. Ja, Bücher wiegen schwer, sie sind angefüllt mit Wissen, mit Geschichten und fremden Welten, und diese sind mindestens so gewichtig wie der Einband und die papiernen Seiten. Aber da gab es noch eine andere Sache, die auf die Geschwindigkeit des Bibliomotocarro drückte.

Der Maestro nennt es den ›Groll der Bücher‹, der zusätzliches Gewicht auf die Achsen gebracht habe. Denn all diese wunderbaren Geschichten in ihren mehr oder weniger bunten Gewändern kannten zuvor nichts anderes, als auf hohen, ehrwürdigen Regalen zu stehen, in Bibliotheken, in denen gerade einmal geflüstert werden durfte, so sehr huldigte man dort den Büchern. Und nun hatte man sie ihrer Stellung beraubt und kutscherte sie in einem wackeligen kleinen Fahrzeug, das mehr einem Karren als einem echten Auto glich, über staubige Straßen, durch Berge und Täler in winzige, abgelegene Dörfer, in denen sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagen. Nun wurden sie durchgerüttelt und schmutzig von kleinen Kinderhänden, die es kaum abwarten konnten, sie unsanft von den engen Regalbrettern zu rei-

ßen und unter freiem Himmel zu lesen. Unter freiem Himmel, man stelle sich das einmal vor. Welch Frevel.

Ja, auch Bücher kennen Hochmut, und so machten sie sich schwer und schwerer, bis das Bibliomotocarro nur noch sehr langsam vorankam. Das betrückte den Maestro, doch er vertraute auf seine Lieblinge, denn bei allem Stolz: Bücher lieben es, gelesen zu werden, sie wollen in liebevollen Händen liegen, sie verzehren sich danach, dass ein Mensch durch ihre Seiten blättert, ihre Weisheit erkennt und voller Freude in ihnen versinkt. Sie lieben es, wenn neugierige Nasen an ihnen schnuppern, ehe man sie beinahe ehrfurchtsvoll aufschlägt, um in ihre Geschichten einzutauchen, daraus zu lernen und sie weiterzuerzählen. Denn nur so überleben Bücher und die Geschichten in ihnen.

Also fuhr der Maestro unbeirrt weiter. Er wusste, seine geliebten Bücher würden allesamt zur Vernunft kommen. Und dann, eines Tages, vernahm er hinter sich ein leises Raunen. Erst war es nur ein Gemurmel, doch dann, von Fahrt zu Fahrt, wurde es lauter auf der Ladefläche des Bibliomotocarro. So laut, dass die Bücher schließlich das Motorgeräusch des kleinen Wagens übertönten und der Maestro zuhören konnte, was sie miteinander zu besprechen hatten.

Anfangs waren es nur wenige Bücher, die erkannten, wie viel es bedeutete, zu den Kindern gefahren zu werden. »Ja«, riefen sie den anderen Büchern zu. »Auf unseren hohen ehrwürdigen Regalen in der Bibliothek standen wir deutlich ruhiger, nicht so viel Gerappel und Gezappel, kein Kindergeschrei, kein Schmutz von der Straße, aber dort staubten wir ein, so selten nahm man uns zur Hand. Ja, wir laufen Gefahr, dass ein Riss in unsere Seiten kommt oder ein Kind mit einem Buntstift über unsere Bilder

kratzt, und doch ist es so viel schöner, gelesen zu werden, als nur herumzustehen und den winzigen Staubkörnchen beim Fallen zuzuschauen.« Zwar wehrten sich noch einige Bücher gegen dieses Erkenntnis, doch bald – nach und nach – empfanden sie alle, welch großes Glück es doch war, gelesen und geliebt zu werden. Und so endete ihr Groll und verflog in ebenjenen freien Himmel und mit ihm die Schwere, die das Bibliomotocarro so langsam gemacht hatte. Seitdem rauscht es nur so durch die Straßen der Basilicata und schon von Weitem hören die Kinder die Musik, die erschallt, wenn die kleine rollende Bibliothek ins Dorf einfährt.

So erzählt es Maestro La Cava und genau so muss es gewesen sein, da ist sich auch Vincenzo, der Mechaniker des Bibliomotocarro, sicher. An ihm und seiner Arbeit allein kann es unmöglich gelegen haben.

## AUS DEM TAGEBUCH DES ANTONIO LA CAVA

20. August 1968

*Es tut gut, meine Eltern wiederzusehen. Vier Jahre haben wir uns nicht gesehen. Gott, was bin ich froh, nun nicht mehr in jeder freien Minute in der Fabrik arbeiten zu müssen. Ich glaube, den Geruch nach Fisch werde ich auf ewig in meinen Kleidern tragen. Obwohl ich es hätte ahnen können, war ich doch überwältigt vom liebevollen Empfang und all den Köstlichkeiten zu Hause. Und was hat mir die Aussicht gefehlt, der Blick auf die sanften Hügel voller Olivenbäume und felsiger Anhöhen. Das geschäftige, laute Tarent mag für manchen wie ein Traum erscheinen, in dem man sein Glück machen kann. Mir war es dort stets zu laut, zu schmutzig und zu eng.*

# Heimkehr

## AUCH DU BIST EINE GEBORENE LUCANA

*Mitte Dezember 2025*

Die Haustür knarzt, als ich das windschiefe Haus betrete. Es liegt in der Mitte des kleinen Bergstädtchens und ist ebenso weiß gekalkt wie die umliegenden. Von Weitem betrachtet schmiegen sie sich wie übereinandergeschichtete Bausteine an den Hang. Die Pension, die ich ausgewählt habe, kostet nicht viel. Dennoch wirkt das Zimmer, das mir die Wirtin zeigt, ordentlich und sauber. Etwas Tageslicht dringt durch ein Fenster, das zum Hof hinausgeht. Gleich darunter steht auf wackeligen Füßen eine Kommode, daneben ein schmales Bett. Der hölzerne Tisch mit dem einzelnen in die Jahre gekommenen Stuhl hat schon bessere Zeiten gesehen, aber immerhin bietet er Platz zum Schreiben. Hier werde ich es aushalten können, bis ich eine geeignete Wohnlösung finde.

Ich bedanke mich bei der Wirtin und zahle für die gesamte erste Woche, ehe sich die ganz in Schwarz gekleidete Frau in ihre Küche zurückzieht. Nachdem ich die wenigen Habseligkeiten in der Kommode verstaut habe, mache ich mich in dem winzigen Badezimmer frisch, schlüpfe in saubere Unterwäsche, eine Wollstrumpfhose und mein Lieblingskleid, ein wadenlanges hellblaues Blumenkleid, das mit großen, tiefroten Rosen bedruckt ist. Nun noch schnell mit ein paar Bürstenstrichen durch die Haare und in bequeme Sneaker, dann kann es losgehen. Ein letzter Blick in

den Spiegel sagt mir, dass ich stadtfrein genug bin für so ein kleines, beschauliches Örtchen wie Ferrandina.

Draußen empfangen mich winterlich klare Luft und die Sonne, die trotz der Jahreszeit eine beachtliche Kraft mitbringt. Schon nach wenigen Schritten dampfe ich vor Wärme. Ich halte inne und schäle mich aus der Winterjacke. Die letzten Jahre im Norden Italiens haben mich abgehärtet, im Gegensatz zu den Einheimischen, die sich größtenteils in Daunenmäntel hüllen, nicht selten ergänzt von Mütze, Schal und Handschuhen. Die wenigen Menschen, die um diese Jahreszeit in der Basilicata zu Gast sind, zumeist die Kinder und Kindeskinde ehemalige Lucani, die irgendwann in den letzten einhundertfünfzig Jahren ausgewandert sind, erkennt man schnell. Sie tragen wie ich leichtere Kleidung.

*Adalina*, rufe ich mich in Gedanken zur Ordnung. *Auch du bist eine geborene Lucana*. Das ist allerdings kein Grund, unnötig zu schwitzen. Meine Landsleute werden mich schon irgendwie erkennen, spätestens an der typischen Aussprache, bei der jedes Wort wie ein rundgeschliffener Kiesel klingt und die ich mir in all den Jahren in Pisa nicht habe abtrainieren können. Man kann die Frau aus Lucanien nehmen, aber nicht Lucanien aus der Frau.

Der Turm einer nahe gelegenen Kirche ragt über die Hausdächer hinaus. Auf seiner Spitze prangt ein goldenes Kreuz, ein Stück tiefer zeigt eine schmiedeeiserne Uhr zwanzig Minuten nach vier an. Ich strecke die Glieder. Rund acht Stunden hat die Fahrt hierher gedauert. Da ist ein kleiner Spaziergang genau das Richtige. Die Gasse vor meiner Pension ist menschenleer. Auch als ich die Treppe zum Kirchplatz am höchsten Punkt der Stadt

hinaufsteige und mich dem Zentrum nähere, begegnen mir nur wenige Autos. Fußgänger treffe ich gar keine.

Rechts und links der Straßen stehen schmale, hell getünchte Wohnhäuser, teilweise sind die Jalousien geschlossen, was entweder auf einen ausgedehnten Riposo hinweist oder aber die Häuser stehen leer – kein unbekanntes Problem der Basilicata. Je kleiner der Ort, desto stärker die Landflucht.

Die Geschäfte im Erdgeschoss der Gebäude sind allesamt geschlossen, sie werden erst wieder öffnen, wenn es bereits dunkel ist. Dann beleben sich die Straßen und nichts deutet mehr darauf hin, dass noch wenige Minuten zuvor Totenstille über der Stadt lag. Ich fahre mir mit den Händen über die Unterarme, um die Gänsehaut zu vertreiben, die daran hochgekrochen ist. Schon als Kind empfand ich diese gespenstische Stille als unheimlich, ja beinahe bedrohlich, und zugleich als Teil des lucanischen Lebens. Dieses kollektive Einsamkeitsgefühl sitzt tief verankert im Inneren eines jeden, der hier geboren und aufgewachsen ist.

Die Inhaberin der Caffè-Bar an der Esso-Tankstelle dreht gerade das Schild an der Tür von »Chiuso« auf »Aperto« und schaltet die Weihnachtsbeleuchtung ein. Abwechselnd blinken die roten und grünen Lichter einer Tannengirlande aus Plastik auf. Da mir nach ein wenig Gesellschaft ist, stoße ich die Tür auf und trete ein.

»Buon giorno! Come sta?« Die Begrüßungsfloskel geht mir leicht über die Lippen. Kein Wunder, schließlich murmelt sie jeder in Italien täglich ein paar Dutzend Mal, lediglich gen Abend wechselt man zu »Buona sera!«. Ich bestelle einen Caffè. Sofort umfassen mich vertraute Geräusche. Das Klappern der Tasse, das Ausklopfen des Siebträgers und das spritzelnde Geräusch, als der frisch gebrühte Espresso in die winzige Tasse rinnt.

Kurz kehre ich in Gedanken zurück nach Pisa in die kleine Bar gleich neben dem Haus, wo ich heute in aller Frühe die Wohnung verlassen habe, um in die Heimat zurückzukehren. Es riecht ähnlich, ein Hauch von Alkohol mischt sich mit dem Duft frisch-gemahlene Kaffees – nicht unangenehm, im Gegenteil. Das klassische Flaschensortiment von Amaretto bis Bitter reiht sich an der Wand hinter der Theke auf, auch wenn in Pisa teurere Marken im Regal stehen und hier der Amaro Lucano angeboten wird statt eines Ramazotti.

Die Barfrau holt eine Stange durchsichtiger Plastikbecher unter dem Tresen hervor. Sofort bin ich gänzlich zurück in der Basilicata. Die Tradition, ein Gläschen Wasser zum Caffè zu reichen, wird hier im äußersten Süden noch gepflegt. Dort, wo die Touristenmassen inzwischen auch die Bars für sich entdeckt haben, um für kleines Geld einen schnellen Caffè im Stehen zu trinken, hat sich diese Tradition längst verloren.

Gluckerdnd füllt sich der Plastikbecher, ehe mein Gegenüber die Espressotasse auf die bereitstehende Untertasse stellt. »Prego, Signora!«, murmelt sie. Sie hält mich für eine Fremde. Ich verkniffe mir ein Seufzen, während ich gegen die Frustration ankämpfe, die angesichts des Plastikbechers in mir brodeln. Hier unten – fast an der Sohle des Stiefels – scheint Umweltschutz immer noch keinerlei Rolle zu spielen. Schon auf der Fahrt hierher sind mir die zahlreichen Aowracks aufgefallen, die an den Fahrbahnrändern vor sich hin rosten, während Öl- und Benzinreste ungehindert ins Erdreich sickern.

Beinahe acht Jahre war ich fort und offensichtlich haben die Menschen nichts dazugelernt. Selbst die Tatsache, dass das nahe gelegene Matera mit seinen Höhlensiedlungen, den Sassi, seit

1993 zum UNESCO-Welterbe gehört, scheint wenig bewirkt zu haben.

Ich zahle den Caffè, verabschiede mich mit einem Nicken von der wortkargen Wirtin und verlasse die Bar. Die Straßen sind nach wie vor menschenleer, nur die Sonne steht tiefer und wird sicher bald untergehen.

Wieder kriecht mir die Stille in die Knochen. Wenn man bedenkt, dass um mich herum mehr als achttausend Menschen leben ... Ich unterdrücke den Schauer, der sich meinen Rücken hinaufschleicht wie eine Spinne. In Pisa sind die Straßen zu jeder Tageszeit belebt, auch zu den Ruhestunden zwischen dreizehn und siebzehn Uhr. Schon lange schließen nicht mehr alle Geschäfte über den Nachmittag, vor allem nicht jene, die auf die zahlreichen Tagestouristen hoffen. Gegen Abend ziehen diese von dannen, zurück in das Hotel am Strand, das Yoga-Retreat im Hinterland oder eines der zahlreichen Weingüter im Chianti, die noble Agriturismo-Unterkünfte anbieten und damit wahrscheinlich mehr verdienen als mit dem Verkauf ihrer Erzeugnisse.

Zweifel steigen in mir auf wie Luftblasen, die sich den Weg an die Wasseroberfläche bahnen. Habe ich mich falsch entschieden? Hat mir die Erinnerung verklärte Bilder vorgegaukelt? Bilder von der Weite der Basilicata, in der das Herz und die Gedanken fliegen können? Bilder von einer wohltuenden Ruhe, die über der Landschaft liegt und die – gibt man ihr erst nach – bis tief ins Innere der Seele vordringt? Habe ich wirklich vergessen, wie unfassbar alleingelassen man sich in diesem Landstrich fühlen kann?

Einen Augenblick noch sinne ich darüber nach, während ich durch die schmalen Straßen streife. Dann schüttelte ich den Kopf. *Nein, Adalina*, sage ich in Gedanken zu mir. *Du hast dich nicht ge-*

*täuscht, es gibt sie, die Weite und die Sanftmut der Basilicata, genug Raum, die Gedanken fliegen zu lassen. Du findest sie in den Bergdörfern, in den großartigen, zerklüfteten Landschaften, den fruchtbaren Hochebenen voller Oliven-, Orangen- und Mandarinenbäume, in den sanften Hügeln, die von den Küsten aufsteigen. Wo du sie nicht findest, ist in den Kleinstädten, in denen die Gassen eng und ein wenig düster sind, in die kaum ein Sonnenstrahl vordringt und die um diese Jahreszeit, wenn kein Tourist sich hierher verirrt, manchmal äußerst abweisend wirken.*

Und doch, bei genauerem Hinsehen merkt man, dass man nicht ganz allein hier ist: Licht hinter den Fenstern, leise Musik, die aus einem der Häuser dringt, das Flackern eingeschalteter Weihnachtsbeleuchtung. Als ich weitergehe, komme ich an offen stehenden Türen vorbei, blicke durch vorhanglose Fenster neugierig ins Innere der Häuser und schaue in jede Toreinfahrt. So lege ich einige hundert Meter zurück. Und tatsächlich, sobald ich mich von ein paar Menschen umgeben fühle, beruhigt sich mein Herzschlag.

Auch in die nächste Garage sehe ich hinein und bleibe erstaunt stehen. Ich kenne das hellblaue Fahrzeug, das dort steht. Sehr gut sogar, es war Teil meiner Kindheit.

In meinem Inneren ploppen Bilder auf, verbinden sich zu einem Film, vom Hüter meiner Erinnerungen sorgsam aneinandergefügt. Weihnachten lag nicht mehr fern, als ich zum ersten Mal die ein wenig kratzig klingende Musik hörte, die aus den Lautsprechern dieses sehr speziell anmutenden Lieferfahrzeugs drang. Kaum fünf Jahre alt, fühlte ich mich so gut wie allwissend. Hätte man mich am Morgen gefragt, ob es etwas in Guardia Perticara gebe, das ich nicht kenne, ich hätte vehement verneint. Doch nun

erklang diese Melodie, die ich nicht zuordnen konnte und nie zuvor gehört hatte.

Eigentlich hatte ich im Haus bleiben und auf die Suppe aufpassen sollen, die auf dem Herd vor sich hin blubberte, doch es zog mich so sehr nach draußen, dass ich – wohl wissend, was mir mein Ungehorsam einbringen konnte – meinen Posten verließ, um mit den anderen Kindern des Dorfes nachzusehen, was da mitten am Nachmittag Ungewöhnliches vor sich ging. So rannte ich der Musik entgegen und staunte nicht schlecht, als ein seltsames Gefährt durch die Gassen brauste, sich dem Marktplatz näherte und dort mehrere Runden drehte, bevor es am Rande des Platzes zum Stehen kam.

Und jetzt finde ich genau dieses wundersame Gefährt, dessen Besuchen ich von Woche zu Woche entgegenfieberte, in einer stau-bigen Garage, von deren doppelflügeligem Tor eine Seite offen steht. Zum letzten Mal habe ich die Ape mit dem kleinen Bücherhäuschen auf dem Buckel vor acht Jahren gesehen, kurz bevor ich Hals über Kopf in die Toscana geflüchtet bin. Damals kam sie mir auf einer der Einfallstraßen zu meinem Heimatdorf entgegen, bis oben hin beladen mit Kinderbüchern. Ich entsinne mich noch der leisen Wehmut in meinem Herzen und des Gedankens, die Ape und ihren wunderbaren Eigentümer so bald nicht wiederzusehen.

Das hellblaue Fahrzeug faszinierte mich von der ersten Begegnung an. Und der Herr, der ihm entstieg, noch viel mehr. Wie er dastand, die halblangen Haare vom Wind zerzaust, und uns mit klarem Blick entgensah, als wir herbeiliefen und uns in gebührendem Abstand rund um das Fahrzeug scharten.

»Ich bin Maestro La Cava und ich komme aus Ferrandina, wo

ich viele Kinder unterrichte«, stellte er sich vor und wies auf das Gefährt neben ihm. »Und das ist das Bibliomotocarro.« Er lehnte sich zurück, öffnete die Glastür vor einem der Regale, das an den Wänden des Aufbaus befestigt war, und zog ein kunterbuntes Buch hervor. »Wir, das Bibliomotocarro und ich, bringen euch die Welt in Geschichten.« Ein Strahlen zog über das Gesicht des Maestro. »Und ab heute besuchen wir euch regelmäßig.«

So begann meine erste Begegnung mit dem Maestro und seinem Bibliomotocarro und – obwohl ich noch nicht lesen konnte – mit der unendlichen Welt der Geschichten.

Heute jedoch sind die Regale an der Außenwand des Häuschens vor mir leer. Kein einziges Buch steht mehr darin, lediglich zwei zerfledderte Exemplare der Notizhefte, auf deren Seiten die Kinder eigene Geschichten schreiben durften, liegen auf einem der Bretter. Sie wirken vergessen, genauso wie das Bibliomotocarro in dieser Garage, vergessen von der Welt und ohne einen Platz in der Wirklichkeit.

Der Anblick zerreißt mir das Herz. Wo sind all die Bücher hin, diese Hunderte von Wundern, die sich in Kinderherzen stehlen, wenn die kleinen Hände durch die Seiten blättern? Und wo ist Maestro La Cava? Ihm wird doch nichts passiert sein? Wie ein spitzes Messer fährt die Sorge in meine Eingeweide. Natürlich kommt für jeden einmal die Zeit und der Maestro ist sicher nicht mehr der Jüngste, aber wenn jemand unsterblich ist, dann dieser Mann. Über die Jahre, die ich ihn regelmäßig traf, ist er kaum gealtert. Nur seine Haare sind vielleicht etwas weißer geworden, seine Bewegungen eine Spur langsamer, seine Worte etwas leiser, wenn auch nicht weniger eindringlich. Ich höre jetzt noch seine Stimme, damals bei unserer ersten Begegnung.

»Willkommen, willkommen!« Er winkte uns Kinder näher. »Ihr könnt mir helfen.« Mit einem Lächeln trat der Maestro auf einen der älteren Jungen zu. »Wie heißt du?«, fragte er Mario freundlich. Und bat ihn: »Mario, sei doch so lieb und hol die Kissen von der Ladefläche und leg sie aus, damit sich alle Kinder setzen können.«

Während nun ein Kissen neben dem anderen auf dem Boden hinter dem Fahrzeug landete, ging der Maestro herum und fragte jedes Kind nach seinem Namen. Aufgeregt wartete ich darauf, dass er endlich bei mir ankäme. Es kann nicht lange gedauert haben, wir waren gerade einmal vierzehn oder fünfzehn Kinder, die der Musik gefolgt waren. Und doch schien es mir wie Stunden, so sehr fieberte ich dem Moment entgegen.

Endlich kam ich an die Reihe und stellte mich als Adalina vor. »Ich bin die Älteste von drei Geschwistern, und ich muss über die Suppe wachen«, erklärte ich mit gewichtiger Stimme, wie ich sie jedes Mal von meinen Eltern zu hören bekam, wenn ich lieber spielen wollte, statt meinen Pflichten nachzugehen.

»Nun, das ist eine wichtige Aufgabe«, bestätigte mir der Maestro. »Du machst es sicher großartig.«

Schon damals gab er mir Zuspruch. An diesem Tag entbrannte nicht nur meine Liebe zum geschriebenen Wort, zu den Geschichten, die uns Bücher erzählen können. Auch eine Freundschaft fand ihren Anfang, die zwischen einem alten Mann und einem kleinen Mädchen.

Bei dem Gedanken muss ich schmunzeln, und für einen Moment überdeckt die lebhaftere Erinnerung die Beklemmung, die seit dem Anblick des verlassenen Bibliomotocarro in mir wächst.